

Madame Baptiste (Madame Baptiste)

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Mein erster Blick, als ich in Loubain in den Wartesaal trat, galt der Uhr: Ich hatte noch zwei Stunden auf den Expresszug nach Paris zu warten.

Und plötzlich fühlte ich mich so müde, als hätte ich eine zehnstündige Fußwanderung hinter mir; dann blickte ich umher, als könnte ich von den Wänden ablesen, wie ich die Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges verbringen sollte; dann ging ich hinaus und blieb in Gedanken vor dem Bahnhof stehen, ganz erfüllt von dem einen Wunsch, etwas zu entdecken, das mir die Zeit verkürzen könne.

Die Straße war eine Art Allee, denn zwischen den beiden Reihen ungleicher Häuser, richtiger Kleinstadthäuser, zogen sich zwei Baumreihen magerer Akazien hin, stiegen weit hinten einen Hügel entlang und schienen sich dort in einen Park zu verlieren; man sah wenigstens eine Baumgruppe.

Hin und wieder huschte eine Katze über den Weg und sprang mit ihren weichen, runden Bewegungen über den Rinnstein. Ein eilfertiger Köter schnüffelte an allen Häusern und Bäumen nach Küchenabfällen. Ein Mensch war weit und breit nicht zu sehen.

Eine düstere Verstimmung überfiel mich. Was sollte ich tun? Was tun? Schon wollte ich mich in das endlose und unausweichliche Stillsitzen in dem kleinen Bahnhofscafé vor einem ungenießbaren Glase Bier und dem faden Tageblättchen des Ortes ergeben, als ich plötzlich einen Leichenzug bemerkte, der aus einer Seitenstraße in die einbog, die ich hinunterschaute.

Der Anblick des Totenwagens und des Trauerzuges war eine Erleichterung für mich. Sie bedeuteten eine Ablenkung von wenigstens zehn Minuten.

Plötzlich jedoch verdoppelte sich meine Aufmerksamkeit. Das ganze Gefolge bestand nur aus acht Herren, von denen einer weinte. Die andern plauderten freundschaftlich miteinander. Kein Priester war zu sehen. Ich dachte: Ein Zivilbegräbnis. Eine Stadt wie Loubain musste gewiss wenigstens hundert Freidenker beherbergen, die sich eine Pflicht daraus machen konnten, bei einer solchen Gelegenheit ihre Anschauungen öffentlich zu vertreten. Die Eile, in der sich der Wagen und die Leidtragenden fortbewegten, ließ deutlich genug erkennen, dass man den Toten ohne Religionsübungen zu Grabe tragen wollte.

Meine unbeschäftigte Wissbegierde stellte noch weitere komplizierte Vermutungen auf; da kam mir, gerade als der Leichenwagen an mir vorüberfuhr, der sonderbare Wunsch, mich den acht Herren anzuschließen. Ich hatte dann wenigstens eine Stunde lang eine Beschäftigung, und kurz entschlossen und mit trauriger Miene folgte ich den andern.

Die beiden Herren, die zuletzt gingen, sahen sich erstaunt nach mir um und wechselten dann leise ein paar Worte. Ohne Zweifel fragten sie sich, ob ich auch aus der Stadt sei. Dann wandten sie sich an die beiden vor ihnen Gehenden, die sich nun auch nach mir umsahen. Dieses forschende Betrachten war mir unangenehm, und um ihm ein Ende zu machen, trat ich auf die Herren, die mir vorangingen, zu und sagte: „Verzeihen Sie, meine Herren, dass ich Ihre Unterhaltung störe. Als ich dieses Zivilbegräbnis sah, fasste mich ein Verlangen mich ihm anzuschließen, ohne dass ich übrigens den Toten, den Sie geleiten, kenne . . .“ Einer der Herren antwortete: „Es ist eine Tote.“ Überrascht fragte ich: „Es ist aber doch ein Zivilbegräbnis, nicht wahr?“ Der andre Herr, dem es Freude zu machen schien, mich aufzuklären, ergriff das Wort: „Ja und nein. Die Geistlichkeit hat uns nicht begleiten wollen.“

Ich stieß ein verwundertes „Ach!“ heraus und verstand nicht im geringsten, um was es sich handelte.

Mein liebenswürdiger Nachbar vertraute mir darauf mit leiser Stimme an: „Oh, das ist eine lange Geschichte! Die junge Frau hat ihrem Leben selbst ein Ende gemacht, und deshalb hat man sie nicht kirchlich begraben wollen. Der Herr da vorn, derjenige, der weint, das ist ihr Gatte.“

Ich antwortete ein wenig unsicher und zögernd: „Was Sie da sagen, interessiert mich sehr, mein Herr. Wäre es sehr indiskret von mir, wenn ich Sie bäte, mir diese Geschichte zu erzählen? Falls es Ihnen jedoch nur im geringsten unangenehm ist, tun Sie, als hätte ich nichts gesagt.“

Der Herr ergriff vertraulich meinen Arm. „Aber es ist mir durchaus nicht unangenehm, durchaus nicht! Warten Sie einen Augenblick . . . wir wollen ein wenig zurückbleiben. Ich will Ihnen die ganze Sache erzählen . . . eine sehr traurige Geschichte übrigens. Wir haben Zeit genug, bis wir da oben auf dem Kirchhof sind. Er liegt nämlich da auf dem Hügel, in den Bäumen, der Aufstieg ist ziemlich steil.“

Und er begann: „Die junge Frau, Madame Paul Hamot, war die Tochter eines reichen Kaufmanns aus hiesiger Gegend, eines Monsieur Fontanelle. Sie wurde als ganz junges Kind, im Alter von elf Jahren nämlich, das Opfer

eines fürchterlichen Verbrechens, ein Diener ihres Vaters missbrauchte sie. Sie erkrankte auf den Tod an den Folgen der Brutalität dieses Elenden, und in einem furchtbaren Prozess kam es an den Tag, dass das arme Wesen schon seit drei Monaten, von den entsetzlichen Drohungen des Unmenschen eingeschüchtert und zum Stillschweigen gezwungen, seinen grauenhaften Lüsten diente.

Der Mann wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt.

Das kleine Mädchen wuchs heran, wie Kain gezeichnet, ganz einsam, ohne Spielgenossen, ja selbst übersehen von den Erwachsenen, als fürchteten diese, sich die Lippen zu besudeln, wenn sie einmal einen Kuss auf die Stirn des armen Mädchens drückten.

Die ganze Stadt betrachtete sie als eine Art ungeheuerlicher Sehenswürdigkeit. Man sagte leise, wenn man sie sah: ‚Sie wissen ja, die kleine Fontanelle . . .‘ Und wenn sie auf der Straße ging, wandte sich alles nach ihr um. Man konnte schließlich keine Bonne mehr für sie finden, die sie spazieren geführt hätte, denn die Kindermädchen der andern Familien hielten sich ängstlich von der Kleinen und ihrer Begleiterin zurück, als gehe eine Ansteckung von dem Kinde aus, die ihnen und ihren Zöglingen gefährlich werden könnte.

Es war wirklich ein Jammer, das arme Mädchen auf den Spielplätzen in den Anlagen zu beobachten. Die Jugend des Städtchens spielte dort jeden Nachmittag, sie stand immer allein neben der Kinderfrau oder der Wärterin und blickte traurig auf die anderen Kinder, die sich miteinander vergnügten. Zuweilen wurde dann der Wunsch, sich unter sie zu mischen, unwiderstehlich in ihr, und mit furchtsamen Bewegungen und schüchternen Schritten, als halte sie sich selbst für unwürdig, näherte sie sich wohl manchmal einem Trupp der Spielenden. Doch dann stürzten sofort von allen Bänken die Mütter, die Bonnen, die Tanten herzu, ergriffen die ihrer Obhut anvertrauten kleinen Mädchen bei der Hand und rissen sie rau hinweg. Und die kleine Fontanelle stand wieder allein, bestürzt und verständnislos da, und sie begann zu weinen, denn das Herz wollte ihr vor Kummer brechen. Dann lief sie schluchzend zu ihrer Kinderfrau und verbarg das Gesicht in deren großer Schürze.

Sie wuchs heran und es wurde immer schlimmer. Man hielt die jungen Mädchen von ihr zurück, als habe sie die Pest. Man machte es sich recht überflüssig oft und gründlich klar, dass dieses junge Wesen ja nichts mehr zu lernen habe, nichts! Dass es kein Recht mehr auf den symbolischen Myrtenkranz besitze, dass es, noch ehe es hatte lesen und schreiben können, schon das furchtbare Geheimnis erfahren, das die Mütter erst am Hochzeitsabend zitternd ihre Töchter ahnen lassen.

Wenn sie durch die Straßen ging, stets von ihrer Gouvernante begleitet, als lebe sie in der Angst, dass ihr noch einmal ein solch fürchterliches Unheil passieren könne, hielt sie stets wie unter der Last der geheimnisvollen Schmach, die auf ihr lag, die Augen gesenkt. Die jungen Mädchen, die viel weniger harmlos sind, als man denkt, begannen, sobald sie sie erblickten, albern zu flüstern, ja wohl zu kichern und wandten, sobald sie sich von ihr gesehen wussten, mit erheuchelter Unbefangenheit den Kopf nach der andern Seite. Man grüßte sie kaum. Nur wenige Männer zogen vor ihr den Hut. Einige kleine Witzbolde nannten sie ‚Madame Baptiste‘. Baptiste war nämlich der Name des Dieners, der sie vergewaltigt und zugrunde gerichtet hatte. Niemand kannte die geheimen Qualen ihrer Seele, denn sie sprach kaum und lachte nie. Ihre Eltern selbst waren ihr gegenüber kalt und befangen, als zürnten sie ihr wegen eines Fehlers, der nicht wieder gutzumachen war.

Ein anständiger Mensch wird einem aus dem Zuchthaus Entlassenen nur ungern die Hand geben, nicht wahr, auch wenn dieser Zuchthäusler sein eigener Sohlst. Und Monsieur und Madame Fontanelle stände ihrer Tochter gegenüber, wie sie einem solchen Menschen gegenübergestanden hätten.

Sie war hübsch, bleich, groß, schlank - kurz vornehm. Ohne diese unglückliche Affäre, Monsieur, hätte sie mir sehr gut gefallen.

Da bekamen wir, vor nun achtzehn Monaten, einen neuen Unterpräfekten. Er brachte sich seinen eigenen Sekretär mit, einen sonderbaren Burschen, der, wie er schien, bisher immer im Quartier Latin gewohnt hatte. Er sah Mademoiselle Fontanelle und verliebte sich in sie. Man sagte ihm alles. Er antwortete bloß: ‚Unsinn! Das ist höchstens eine Garantie für die Zukunft. Mir ist es doch lieber, es ist vor der Hochzeit geschehen als nachher. Auf diese Frau kann ich mich wahrscheinlich fest verlassen.‘

Er machte ihr den Hof, bewarb sich um ihre Hand und heiratete sie. Und da er ziemlich unverfroren war, machte er mit seiner jungen Gattin überall Besuche, als sei nie etwas vorgefallen. Einige erwiderten die Besuche, andre ließen es bleiben. Doch begann man allmählich die Sache zu vergessen und gewährte der jungen Frau einen Platz in der Gesellschaft.

Ich muss einschalten, dass sie zu ihrem Gatten aufsaß, wie zu Gott dem Herrn. Er hatte ihr die Ehre wiedergegeben, hatte der öffentlichen Meinung getrotzt und sie bezwungen, hatte den Schmähern standgehalten und sie zum Schweigen gebracht, kurz, einen Mut bewiesen, wie ihn nicht alle Männer haben. Und sie dankte ihm dies alles mit einer heißen unruhvollen Leidenschaft.

Sie wurde guter Hoffnung, und als es bekannt wurde, öffneten ihr auch die empfindlichsten Seelen ihre Türe, als habe die Mutterschaft sie nun völlig gereinigt. Es ist eigentümlich . . . aber es war nun mal so. Es schien sich alles zum besten zu wenden. Da feierten wir neulich hier in der Stadt das Patronatsfest. Es fand ein Musikwettbewerb statt, dem der Präfekt, alle Beigeordneten und die Kunstrichter der Gegend beiwohnten, die ihr Urteil über die Leistungen abgaben, woraufhin der Sekretär des Präfekten, Paul Hamot, die Medaillen und Preise verteilte.

Wie Sie sich denken können, erwacht bei solchen Gelegenheiten stets eine große Eifersucht bei den Rivalen, die sie oft fast um die Besinnung zu bringen scheint.

An diesem Tage waren auch alle Damen der Stadt auf den Balkonen des Saales als Zuschauerinnen

erschienen.

Der Kapellmeister eines Gesangvereins aus Mormillon sollte gerade seine Auszeichnung erhalten. Man hatte seinem Chor nur einen zweiten Preis zugedacht. Man kann doch nicht jedermann den ersten Preis geben, nicht wahr?

Als der Sekretär, Monsieur Hamot, ihm nun seine Medaille überreichen wollte, warf sie ihm der Mann ins Gesicht und schrie dabei: „Die kannst du für Baptiste behalten, die Medaille. Eigentlich bist du ihm ja einen ersten Preis schuldig, gerade so wie mir.“

Eine ganze Menge Menschen lachte daraufhin laut auf. Die Menschen als Masse sind ja nie barmherzig oder feinfühlig, und aller Augen wandten sich auf die arme junge Frau.

Haben Sie jemals ein Weib wahnsinnig werden sehen? Nein. Wir mussten es in diesem Augenblick mit ansehen. Sie stand auf und fiel dreimal wieder auf ihren Stuhl zurück, als wolle sie fliehen und verstehe doch immer wieder, dass sie die Menge nicht durchdringen könne.

Aus dem Publikum schrie noch eine Stimme laut: „Hoho! Madame Baptiste!“ Und ein großer Spektakel entstand, mit Ausbrüchen der Lustigkeit und des Unwillens untermischt.

Es gab einen wahren Tumult, einen Sturm; alle Köpfe wandten sich nach ihr um. Man stieß sich an und zeigte sich das Gesicht, das die Unglückliche machte; die Gatten fassten ihre Gattinnen am Arm, um sie ihnen zu zeigen; man fragte: „Wer ist es, die Dame in Blau?“ Ein paar Bengel krächten vor Vergnügen wie Hähne, ein neues lautes Gelächter brach an einer Ecke des Saales aus und pflanzte sich bald durch den ganzen Raum fort.

Sie bewegte sich nicht mehr, sondern saß, ganz wie von Sinnen, steif und starr in ihrem Sessel. Sie konnte sich nicht rühren, nicht ihr Gesicht in den Händen verbergen. Ihre Lider öffneten und schlossen sich mit ängstlicher Geschwindigkeit und ununterbrochen, als blende ein scharfes Licht ihre Augen, und dabei atmete sie laut und röchelnd wie ein Pferd, das sich einen Abhang hinaufquält.

Das Herz tat einem weh bei dem Anblick.

Monsieur Hamot hatte den rohen Urheber des Aufruhrs bei der Kehle gepackt, und sie rollten bald beide inmitten eines furchtbaren Geschreis auf der Erde umher.

Das Fest wurde unterbrochen.

Eine Stunde später, als die beiden Hamots sich auf dem Heimweg befanden, sprang die junge Frau, die seit der furchtbaren Schmähung noch kein Wort gesprochen hatte, die nur am ganzen Leibe zitterte, als setze eine Batterie all ihre Nerven in Schwingungen, plötzlich über das Brückengeländer und verschwand, ehe ihr Gatte recht begriffen hatte, was vor sich ging, im Fluss.

An den Brückenpfeilern ist das Wasser sehr tief. Es dauerte zwei Stunden, ehe man sie aufgefischt hatte. Sie war natürlich tot.“

Der Erzähler schwieg. Nach einer Weile meinte er noch: „Es war vielleicht das Beste, was sie in ihrer Lage tun konnte. Es gibt Sachen, die man einfach nicht vergessen kann.“

Sie werden jetzt verstehen, warum die Geistlichkeit uns den Eintritt in die Kirche versagt hat. Ja, wenn sie kirchlich begraben worden wäre, dann wäre gewiss die ganze Stadt mitgegangen. Aber so, nach dieser Geschichte auch noch ein Selbstmord . . . na, da kann man es eigentlich keinem übelnehmen, wenn er zu Haus bleibt; es ist überhaupt hier eine heikle Sache, einem Begräbnis ohne Priester zu folgen.“

In diesem Augenblick schritten wir durch die Kirchhofstür. Ich wartete sehr bewegt, bis der Sarg in die Gruft gesenkt war, und trat dann auf den armen Gatten, der bitter schluchzend dastand, zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Überrascht blickte er mich durch seine Tränen hindurch an und antwortete dann: „Ich danke Ihnen, Monsieur.“

Und ich bedauerte nicht, diesem Leichenzug gefolgt zu sein.